

Leseprobe aus:

**Leslie Jamison**  
**Die Klarheit**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

 HANSER BERLIN





Leslie Jamison

# DIE KLARHEIT

Alkohol, Rausch  
und die Geschichten der Genesung

Aus dem Englischen  
von Kirsten Riesselmann

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018  
unter dem Titel *The Recovering: Intoxication and Its Aftermath* bei Little,  
Brown and Company in New York.

Um der Lesbarkeit willen wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher  
und weiblicher Sprachformen verzichtet. Das generische Maskulinum  
gilt gleichermaßen für alle Geschlechter.

ISBN 978-3-446-25856-3

© Leslie Jamison, 2018

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Robert Roth, *Ocean#7*

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014496

*Für alle, die je mit Abhängigkeit  
in Berührung gekommen sind*



## INHALT

I	Faszination	9
II	Selbstaufgabe	49
III	Schuld	75
IV	Mangel	131
V	Scham	161
VI	Kapitulation	233
VII	Durst	283
VIII	Rückkehr	305
IX	Geständnis	333
X	Demut	357
XI	Refrain	389
XII	Rettung	417
XIII	Abrechnung	479
XIV	Heimkehr	529
	Nachbemerkung der Autorin	549
	Danksagung	555
	Anmerkungen	563
	Quellenverzeichnis	625





I

FASZINATION



Bei meinem allerersten Schwips war ich knapp dreizehn. Ich musste mich weder übergeben noch hatte ich einen Filmriss. Blamiert habe ich mich auch nicht. Ich fand's einfach nur toll: wie der Champagner prickelte, wie er mir mit heißen Tannennadeln in den Hals stach. Wir feierten den College-Abschluss meines Bruders, und ich trug ein langes Musselinkleid, in dem ich mich wie ein Kind fühlte, bis ich etwas anderes an mir wahrnahm: etwas Eingeweihtes, Strahlendes. Der ganzen Welt wollte ich zurufen: *Warum hat mir denn nie jemand gesagt, dass sich das so gut anfühlt!*

Als ich zum ersten Mal im Geheimen trank, war ich fünfzehn. Meine Mutter war auf Reisen. Meine Freundinnen und ich breiteten eine Decke auf dem Wohnzimmerparkett aus und tranken dann, was wir fanden: den Chardonnay, der zwischen Orangensaft und Mayonnaise im Külschrank stand. Wir waren ganz aufgekratzt von der gefühlten Grenzüberschreitung.

Zum allerersten Mal high war ich, als ich auf dem Sofa eines mir unbekanntem Menschen Gras rauchte, das Poolwasser mir von den Fingern tropfte und der Joint, den ich hielt, ganz feucht wurde in meinem Griff. Der Freund eines Freundes hatte mich zu einer Poolparty eingeladen. Meine Haare rochen nach Chlor und mein Körper zitterte in dem nassen Bikini. Seltsame kleine Tiere erblühten in meinen Ellbogen und unter meinen Achseln, da, wo meine Körperteile aneinander befestigt waren. Ich dachte: Was ist das? Und wie schaffe ich es, dass es genauso bleibt? Wenn ich mich gut fühlte, hieß es für mich immer: *Mehr. Noch mal. Für immer.*

Als ich zum allerersten Mal zusammen mit einem Jungen trank, auf dem hölzernen Umlauf eines Strandwächterhäuschens, erlaubte ich ihm, die Hände unter mein T-Shirt zu schieben. Flüsternd schwappten dunkle Wellen unter unseren baumelnden Füßen über den Sand. Mein erster

richtiger Freund schoss sich gerne ab. Er machte auch gerne seine Katze high. Wir knutschten im Kombi seiner Mutter herum. Einmal kam er zum Essen zu uns nach Hause und war voll auf Speed. »Wie gesprächig er ist!«, meinte meine Oma, überaus angetan. In Disneyland riss er ein Tütchen mit verschrumpelten Pilzhüten auf. Als wir vor dem Big Thunder Mountain Railroad in der Schlange standen, wurde seine Atmung schnell und flach. Er schwitzte sein T-Shirt durch und musste ständig die orangen Kunstfelsen der Kulisse anfassen.

Wenn ich mich festlegen müsste, an welchem Punkt ich wirklich anfang zu trinken, mit welchem *allerersten Mal* es seinen Anfang nahm, könnte ich sagen: Begonnen hat es mit meinem ersten Filmriss beziehungsweise mit dem ersten Mal, als ich es richtig auf einen Filmriss anlegte, dieses erste Mal, als ich nur das eine wollte: in meinem eigenen Leben nicht anwesend sein. Vielleicht begann es aber auch, als ich mich zum ersten Mal vom Trinken übergeben musste, als ich zum ersten Mal vom Trinken träumte, als ich zum ersten Mal wegen des Trinkens log, als ich zum ersten Mal davon träumte, wie ich wegen des Trinkens log, als das Verlangen so überwältigend war, dass nicht mehr viel von mir *nicht* damit beschäftigt war, dieses Verlangen entweder zu befriedigen oder dagegen anzugehen.

Vielleicht hat der Beginn meines Trinkens auch weniger mit konkreten Momenten zu tun als mit dem Einschleifen von Verhaltensmustern – das tägliche Trinken. Das begann in Iowa City, wo ich weder dramatisch noch ausgeprägt viel trank, sondern wo der Alkohol eine unausweichliche Begleiterscheinung meines Alltags war. Man konnte sich hier auf so viele verschiedene Arten und an so vielen verschiedenen Orten betrinken: in der in einem großen, verrauchten Wohnmobil untergebrachten Literatenkneipe mit dem ausgestopften Fuchskopf und den kaputten Uhren überall an der Wand; oder in der Dichterkneipe die Straße runter, mit ihren blutarmen Cheeseburgern und der leuchtenden Schlitz-Bier-Reklametafel, einer elektrisch bewegten Landschaft mit gurgelndem Fluss, neongrün grasiger Uferböschung und flackerndem Wasserfall. Ich zerstampfte die Limette in meinem Wodka Tonic, und

an dem perfekten Punkt zwischen den ersten beiden und dem dritten, dem dritten und dem vierten und dann zwischen dem vierten und dem fünften Drink meinte ich, mein Leben würde von innen heraus leuchten.

Es fanden Partys statt an einem Ort namens The Farm House, draußen in den Maisfeldern, noch hinter dem Freitagsfischimbiss im Haus der Veteranenlegion. Bei diesen Partys veranstalteten Lyriker Wrestling-Wettkämpfe in einem Planschbecken voller Jell-O, und die Gesichter sahen schön aus im flackernden Schein des Matratzenlagerfeuers. Im Winter war es so kalt, dass man fast daran zugrunde ging. Es gab endlos viele Mitbringpartys, bei denen ältere Schriftsteller mariniertes Grillfleisch und jüngere Schriftsteller Plastikeimerchen voller Hummus dabei hatten. Whisky brachten alle mit, Wein auch. Der Winter zog sich hin; wir tranken weiter. Dann kam der Frühling. Wir tranken weiter.

\*

Im Untergeschoss einer Kirchengemeinde auf einem schäbigen Klappstuhl sitzend, fragt man sich immer, wie man anfangen soll. »Bei einem AA-Meeting zu sprechen, das war für mich immer ein Wagnis«, sagte ein gewisser Charlie bei einem Meeting der Anonymen Alkoholiker in Cleveland im Jahr 1959. »Ich wusste, ich konnte es besser als die anderen. Schließlich hatte ich wirklich eine Geschichte zu erzählen. Ich war eloquenter als die anderen. Ich konnte packend erzählen. Ich würde es allen zeigen.« Das Wagnis beschrieb er folgendermaßen: Er wurde gelobt. Er empfand Stolz. Er betrank sich. Und jetzt sprach er vor einer großen Gruppe darüber, was für ein Wagnis es für ihn war, vor einer großen Gruppe zu sprechen. Bei einem Meeting der Anonymen Alkoholiker sprach er über das, was an einem Meeting der Anonymen Alkoholiker riskant war für ihn. Eloquent sprach er über Eloquenz. Er verpackte in eine packende Erzählung, was die Kunst des packenden Erzählens mit ihm gemacht hatte. Er sagte: »Ich glaube, ich habe es satt, mein eigener Held zu sein.« Fünfzehn Jahre zuvor hatte er in einer Phase der Nüchternheit einen Roman über Alkoholismus veröffentlicht, der

zum Bestseller wurde. Ein paar Jahre später war er rückfällig geworden. »Ich habe ein Buch geschrieben, das als ›das maßgebliche Porträt eines Alkoholikers‹ bezeichnet wurde«, sagte er vor der Gruppe, »und das hat mir nicht gutgetan.«

Nachdem er fünf Minuten geredet hatte, kam Charlie auf die Idee, vielleicht doch lieber so anzufangen wie die anderen auch. »Ich heiße Charles Jackson«, sagte er also, »und ich bin Alkoholiker.« Er besann sich auf den gängigen Refrain und stellte fest, dass das Gemeinsame, das von allen Geteilte, seine ganz eigene heilsame Qualität haben kann. »Meine Geschichte unterscheidet sich nicht groß von der von anderen«, sagte er. »Es ist die Geschichte eines Menschen, den der Alkohol zum Idioten gemacht hat, immer wieder, jahrein, jahraus, bis schließlich der Tag kam, an dem er begriff, dass er alleine nicht mehr klarkommt.«

Als ich zum allerersten Mal die Geschichte meines Trinkens erzählte, saß ich in einer Runde mit anderen Trinkern, die nicht mehr tranken. Das Bild dieser Szene war ein durchaus bekanntes: Klappstühle aus Plastik, Styroporbecher mit inzwischen lauwarmem Kaffee, ausgetauschte Telefonnummern. Vor dem Meeting hatte ich mir vorgestellt, was wohl im Anschluss passieren würde: Man würde meine Geschichte loben oder die Art und Weise, wie ich sie erzählt hatte, und ich würde das Lob herunterspielen, mit den Schultern zucken und abwiegeln: *Na ja, ich bin ja auch Schriftstellerin*. Ich hätte das Charlie-Jackson-Problem: Meine Erzählkunst brächte meine Bescheidenheit in Bedrängnis. Im Vorfeld hatte ich mit Karteikarten geübt. Die Karten benutzte ich aber nicht, als ich dann sprach – es sollte ja nicht so aussehen, als hätte ich geübt.

Als ich die Sache mit der Abtreibung hinter mich gebracht hatte, als ich erzählt hatte, wie viel ich getrunken hatte, während ich schwanger war, als ich von der Nacht berichtet hatte, die ich sehr bewusst nicht als *Date Rape* bezeichne, als ich zu den eingespielten Ritualen der Rekonstruktion eines Filmrisses alles gesagt und die Eckpunkte meines Kummers und meiner Probleme benannt hatte – die mir im Vergleich mit den Problemen der anderen im Raum lange nicht so schlimm erschienen –,

als ich also irgendwo in dem unwegsamen Territorium meiner neuen Nüchternheit angekommen war und davon sprach, wie ich mich jetzt ständig entschuldigte und wie ich mit mechanischem Körpereinsatz betete, rief ein alter Mann im Rollstuhl aus der ersten Reihe: »Langweilig!«

Wir kannten ihn alle, diesen alten Mann. Er hatte in den 1970er Jahren bei der Gründung einer schwulen Selbsthilfegruppe in unserer Stadt eine wichtige Rolle gespielt und wurde jetzt von seinem deutlich jüngeren Partner gepflegt, einem Büchernarren mit leiser Stimme, der dem Alten die Windeln wechselte und ihn treuherzig zu den Meetings schob, wo jener dann Obszönitäten von sich gab. »Du dumme Fotze!«, hatte er einmal gerufen. Ein andermal hatte er mich beim Schlussgebet an die Hand genommen und gesagt: »Küss mich, Hure!«

Er war krank, und der Teil seines Bewusstseins, der seine Ausdrucksweise filterte und im Zaum hielt, kam ihm Stück für Stück abhanden. Oft aber klang der Mann auch wie unser kollektives Es, das all das artikuliert, was in den Meetings eigentlich nicht laut gesagt wurde: *Das ist mir total egal. Es ist öde. Das habe ich doch alles schon mal gehört.* Er war gemein und verbittert, aber er hatte auch einer Menge Menschen das Leben gerettet. Und in diesem Moment war ihm eben langweilig.

Andere rutschten betreten auf ihren Stühlen herum. Die Frau neben mir legte mir die Hand auf den Arm, wie um zu sagen: *Mach weiter.* Also machte ich weiter, stotternd zwar, mit brennenden Augen und zugeschnürter Kehle. Aber es war dem Mann gelungen, an eine sehr tief liegende Unsicherheit zu rühren: Dass meine Geschichte nicht gut genug sein oder dass ich sie nicht gut genug erzählen könnte, dass ich sogar in meiner Dysfunktion versagte und es mir nicht gelungen war, meine Probleme verrückt, krass oder interessant genug darzustellen, dass die Genesung meine Geschichte flach und blutleer, schlicht unerzählbar werden ließ.

Als ich den Entschluss fasste, ein Buch über meine Genesung zu schreiben, hatte ich Angst, genau deswegen zu scheitern. Ich versuchte, nicht auf den ausgelutschten Klischees der Suchtspirale herumzureiten und die ermüdende formale Struktur sowie die geschmacklose Selbst-



beweihträucherung einer Erlösungsgeschichte zu vermeiden: Erst gab es ein Problem, dann verschärfte sich das Problem, dann wurde es wieder besser. Wen sollte das bitte interessieren? *Langweilig!* Wenn ich Leuten erzählte, dass ich ein Buch über Sucht und Genesung schrieb, sah ich oft, wie sich ein Schleier über ihre Augen legte. *Ach so*, schienen die Blicke zu sagen, *dieses Buch habe ich doch längst gelesen.*

Ich wollte ihnen sagen, dass ich auch ein Buch *über* den glasigen Ausdruck in ihren Augen schrieb, darüber, dass man bei einer Suchtgeschichte manchmal denkt: *Diese Geschichte kenne ich doch schon*, bevor man sie überhaupt ganz angehört hat. Ich wollte ihnen sagen, dass ich den Versuch unternahm, ein Buch darüber zu schreiben, wie schwer es ist, eine Suchtgeschichte zu erzählen, weil die Geschichte jeder Sucht immer schon erzählt worden ist, eben weil Suchtgeschichten sich unumgänglich wiederholen, weil sie sich allesamt herunterbrechen lassen auf ein und denselben kaputten, auf sich zusammengeschnurrten und immer wieder neu aufbereiteten Kern: *Verlangen. Konsum. Wiederholung.*

Im Prozess der Genesung stieß ich auf eine Gemeinschaft, die sich genau gegen das wehrte, was mir immer über Geschichten erzählt worden war: dass sie einzigartig sein müssen. In den Selbsthilfegruppen war eine Geschichte sogar dann am hilfreichsten, wenn sie überhaupt nicht einzigartig war, sondern sich als Geschichte begriff, die genauso schon vielfach erlebt worden war und auch immer wieder so erlebt werden würde. Unsere Geschichten waren nicht trotz, sondern eben wegen ihrer Redundanz wertvoll. Originalität war nicht das Ziel, und auch um ästhetische Schönheit ging es nicht.

Als ich mich entschied, ein Buch über Genesung zu schreiben, wollte ich nichts Einzigartiges schreiben. Nichts an der Genesung war schließlich außergewöhnlich oder einzigartig gewesen. Ich musste mich des Plurals in der ersten Person bedienen, denn Genesung hat mit dem Eintauchen ins Leben anderer zu tun. Zur ersten Person Plural zu kommen bedeutete, Zeit in Archiven und mit Interviews zu verbringen. So würde ich ein Buch schreiben können, das in gewisser Weise wie ein

Meeting funktionierte – das also meine Geschichte in eine Reihe stellte mit den Geschichten anderer. *Ich komme alleine nicht mehr klar*. Was schon vor mir gesagt worden war. Aber ich wollte es erneut sagen. Ich wollte ein Buch schreiben, das ehrlich ist, das sagt, wie hart, anstrengend und glücklich machend es ist, wenn man lernt, das Leben so zu führen – in der Gruppe, als Chor und ohne die betäubende Zurückgezogenheit im Rausch. Ich wollte über Freiheit schreiben, und zwar ohne ironische Anführungszeichen und Schönfärberei. Ich wollte sagen, dass eine Geschichte nicht deshalb erzählenswert ist, weil sie sich von allen anderen abhebt, und herausfinden, warum wir diesen Anspruch ans Erzählen für so unhintergebar halten beziehungsweise warum zumindest ich das immer getan habe.

Wenn Suchtgeschichten sich von der Dunkelheit nähren, von der hypnotisierenden Spirale einer fortgesetzten, sich ausweitenden Krise, dann erscheint die Genesung oft als narrative Flaute, als glanzloses Territorium des Wohlergehens, als fader Nachklapp einer fesselnden Feuersbrunst. Dagegen war auch ich nicht immun: Geschichten über ein Leben, das in Trümmern liegt, hatten mich schon immer fasziniert. Aber ich wollte wissen, ob Geschichten über Genesung und Heilung nicht ebenso spannend sein konnten wie Geschichten über Zusammenbruch und Zerrüttung. Der Glaube an diese Möglichkeit war mir wichtig.

\*

Kurz nach meinem einundzwanzigsten Geburtstag zog ich nach Iowa City. Den Umzug machte ich mit einem kleinen schwarzen Toyota, der Fernseher stand auf dem Beifahrersitz, und ich trug einen Wintermantel, der noch nicht mal dick genug war, um mich den Herbst über warm zu halten. Ich wohnte in einem weißen, mit Holzschindeln verkleideten Haus in der Dodge Street, Ecke Burlington Street und geriet sofort in den Kreislauf: Gartenfeste unter mit weißen Lichterketten umwickelten Ästen, Einmachgläser voller Rotwein, ortstypische Bratwurst vom Grill. In den Wiesen flirrten die Stechmücken, und Glühwürmchen blinkten

wie die Augen eines scheuen Gottes. Das klingt jetzt möglicherweise albern. Aber es war magisch.

Zehn – zwanzig, dreißig – Jahre ältere Schriftsteller erzählten von ihren beeindruckenden Karrieren, ihren früheren Nebenjobs und ihren beendeten Ehen. Ich dagegen stellte fest, dass ich noch nicht allzu viel zu erzählen hatte. Ich war ja hierhergekommen, um zu leben. Hier würde ich auf Partys Sachen machen, über die ich später, woanders, auf Partys erzählen könnte. Ich bebte vor Aufregung über diese vielversprechende Aussicht, und ich war nervös. Ich trank ohne viel Aufhebens, ich trank schnell. Meine Zähne wurden rotfleckig vom Shiraz.

Ich war hier, um am Iowa Writers' Workshop meinen Master in Kreativem Schreiben zu machen, einem Studiengang, der vor Geschichts-trächtigkeit nur so strotzte. Ich hatte den Eindruck, als verlangte der Studiengang in einem fort Beweise, dass man es verdient hatte, hier zu sein, und ich war mir nicht sicher, ob das in meinem Fall zutraf. Alle anderen Unis, an denen ich mich beworben hatte, hatten mich abgelehnt.

Eines Abends ging ich zu einer Mitbringparty in eine mit Teppichboden ausgelegte Souterrainwohnung in einem Backsteinhaus, und als ich ankam, saßen alle schon im Kreis und spielten ein Spiel: Jeder sollte seine beste Geschichte erzählen, seine *definitiv allerbeste*. An die Geschichten der anderen kann ich mich nicht erinnern. Möglicherweise habe ich auch gar nicht zugehört, weil ich viel zu viel Angst davor hatte, dass das, was ich sagen würde, nicht gut ankäme. Als die Reihe schließlich an mir war, gab ich die einzige Anekdote von mir zum Besten, die bisher immer alle zum Lachen gebracht hatte. Sie handelte von meiner Reise in ein Dorf in Costa Rica, die ich mit fünfzehn Jahren unternommen hatte, weil ich dort einen freiwilligen Hilfsdienst leisten wollte. Eines Tages war mir auf einer Schotterpiste ein Wildpferd über den Weg gelaufen, und als ich meiner Gastfamilie von der Begegnung erzählen wollte, verwechselte ich die Wörter für *caballo* und *caballero*. Als ich die Besorgnis auf ihren Gesichtern sah, versuchte ich ihnen unbeholfen zu versichern, dass ich Pferde sehr mochte – erzählte ihnen aber eigentlich, dass ich große Stücke auf das Reiten von Herren hielt. An diesem Punkt

der Geschichte stand ich in dem teppichbelegten Keller auf und stellte pantomimisch das Reiten nach, so wie ich es vor Jahren für meine Gastfamilie getan hatte. Ich bekam Lacher. Ein paar. Ich fühlte mich wie eine überambitionierte Scharadespielerin. Schweigend setzte ich mich wieder in den Schneidersitz.

Der Ablauf dieses Kellerspiels glich der Struktur des Studiengangs bis aufs Haar: Jeden Dienstagnachmittag kamen wir in Seminargröße zu einem Arbeitstreffen zusammen, um uns gegenseitig für unsere Geschichten zu kritisieren. Die Diskussionen fanden in einem alten, beigefarbenen, mit dunkelgrünen Zierleisten besetzten Holzgebäude am Fluss statt. Wenn wir uns vor dem Seminar unter den rotblättrigen Oktoberbäumen auf der Veranda versammelten, rauchte ich Nelkenzigaretten und lauschte ihrem süßen Knistern. Jemand hatte mir mal erzählt, in Nelkenzigaretten befänden sich kleine Glasstückchen, und ich stellte mir immer vor, wie in meinen verrußten Lungenflügeln Scherben glitzerten.

Kopien des Textes, der in der jeweiligen Woche besprochen wurde, lagen in Stapeln auf einem Holzregal – und es gab immer mehr als genug Kopien für alle Leute im Seminar. Interessierten sich die Kommilitonen für deine Arbeit, waren irgendwann alle Kopien deiner Geschichte weg. Dann warst du vergriffen. Andernfalls warst du das eben nicht. So oder so: Du saß dann eine Stunde lang an einem runden Tisch und hörtest zwölf anderen dabei zu, wie sie die Vorzüge und Schwächen des von dir Geschriebenen beleuchteten. Im Anschluss wurde von dir erwartet, mit ebenjenen Leuten einen trinken zu gehen.

Die meisten Tage in Iowa ähnelten also einer Prüfung, einer irgendwie gearteten Version dieser Geschichtenwettbewerbssparty. Manchmal bestand ich diese Prüfung – manchmal fiel ich durch. Manchmal ging ich high hin und hatte dann Angst, dumm zu klingen, obwohl es natürlich Sinn und Zweck des Drogennehmens ist, keine Angst mehr davor zu haben, dumm zu klingen. Manchmal ging ich am Ende eines Abends auch nach Hause und ritzte mich.

Das Ritzen hatte ich mir während der Highschool-Zeit zur Gewohnheit gemacht. Mein erster Freund hatte sich geritzt, der, der in Disney-

land genug Pilze intus hatte, um sich vor dem Wilden Westen zu fürchten. Er hatte seine Gründe gehabt, seine zurückliegenden Traumata. Anfangs machte ich mir vor, dass ich es ihm gleichtat, um ihm näher zu sein. Aber irgendwann musste ich mir eingestehen, dass ich mich aus meinen ganz eigenen Beweggründen zum Ritzen hingezogen fühlte. Ich konnte mir damit die Unzulänglichkeit in die Haut schneiden, dieses Gefühl, für das ich nie die richtigen Worte fand; das Gefühl einer inneren Verletztheit, das so vage war und immer überschattet vom Glauben an seine Unbegründetheit, dass die konkrete Klarheit einer Blut zutage fördernden Klinge ihren ganz eigenen Reiz entfalten konnte. Auf diesen Schmerz durfte ich Anspruch erheben, denn er war körperlich und unbestreitbar, auch wenn ich mich immer dafür geschämt habe, dass ich ihn vorsätzlich herbeiführte.

Ich bin ein schüchternes Kind gewesen und hatte immer Angst, das Falsche zu sagen: Ich hatte Angst vor der beliebten Felicity, die mich in der achten Klasse bei den Schließfächern massiv bedrängte und wissen wollte, warum ich mir nicht die Beine rasierte; Angst vor den Mädchen, die in der Umkleide die Köpfe zusammensteckten und mich dann fragten, warum ich eigentlich kein Deo benutzte; Angst sogar vor den netteren Mädchen in meiner Cross-Country-Mannschaft, die wissen wollten, warum ich nie ein Wort sagte; Angst vor den vielleicht einmal im Monat stattfindenden Abendessen, bei denen auch mein Vater anwesend war und ich nie so recht wusste, was ich sagen sollte, weswegen ich dann oft etwas Miesepetriges oder Zickiges von mir gab, weil ich damit am ehesten seine Aufmerksamkeit bekam. Das Ritzen war eine Möglichkeit, etwas zu tun. Als mir mein Highschool-Freund mitteilte, er sei der Meinung, dass wir uns trennen sollten, fühlte ich mich so machtlos und verraten, dass ich einen Stapel Plastiktassen mit solcher Wucht gegen meine Zimmerwand warf, dass sie in tausend Stücke zersplitterten. Diese Bruchstücke zog ich mir dann so lange über den linken Fußknöchel, bis eine schraffierte Leiter aus blutigen Schnitten entstanden war.

Ich erschauere, wenn ich auf die theatralische Inszenierung meiner existenziellen Ängste zurückblicke, aber ich empfinde auch eine gewisse

Zärtlichkeit gegenüber diesem Mädchen, das einen Ausdruck finden wollte für die Größe seiner Gefühle und sich dafür nahm, was gerade zur Hand war: Plastiktassen und jene Form der Selbstverletzung, die sie sich abgesehen hatte bei demjenigen, der sie gerade verließ. Im südkalifornischen Sommer langärmelige Shirts zu tragen, damit unsere Eltern die Schnitte auf unseren Armen nicht sahen, und die Pflaster an den Knöcheln mit Rasurverletzungen zu erklären war eine Form der Verschworenheit gewesen zwischen mir und ihm.

Meine Art, mit dieser chronischen Schüchternheit umzugehen, die sich wie ein ständiges Versagen anfühlte, bestand also im Ritzen und im Schreiben. In Iowa wurden meine Kurzgeschichten immer als »figurenzentriert« bezeichnet, denn sie hatten nie eine Handlung. Ich aber traute meinen Figuren nicht über den Weg. Sie waren so passiv. Sie waren krank; sie mussten körperliche Attacken erdulden; ihre Hunde hatten Herzwürmer. Sie waren entweder vollkommen künstlich – oder sie waren wie ich. Sie waren grausam und wurden grausam behandelt. Ich schickte sie ins Leiden, weil ich mir sicher war, dass nur Leiden gleichzusetzen war mit Tiefe, und Tiefe war es, die ich vor allen Dingen anstrebte. Wie eine wärmegesteuerte Rakete folgte ich in meiner Arbeit immer nur dem Schmerzhaften. Schon als ich noch ein kleines Mädchen war, waren meine Prinzessinnen häufiger dem Feueratem eines Drachen zum Opfer gefallen, als dass sie geheiratet hatten. In der zehnten Klasse sollte ich mal einen Text schreiben über das Bild eines Mitschülers, einen abstrakten rotviolettten Wirbel, und ich schrieb eine Geschichte über ein Mädchen im Rollstuhl, das bei einem Wohnungsbrand ums Leben kam.

In jenem ersten Jahr in Iowa wohnte ich bei einer Journalistin, die in ihren Dreißigern war und seit Jahren Artikel über die New Yorker Kunstszene schrieb. Sie machte Brathühnchen gefüllt mit ganzen – heißen, matschigen, sauren – Zitronen. Zitronen im Essen wollten mir unabweisbar *erwachsen* erscheinen, sie waren ein Zeichen dafür, eine gewisse Schwelle übertreten zu haben. Mittwochabends fuhren wir immer raus zu einer großen Scheune westlich der Stadt, wo die Landwirtschaftsauktion stattfand – Traktoren, Vieh und Haushaltsauflösungen,

alte LPs, alte Schwerter und alte Cola-Dosen, Ramsch und Schätze. Man konnte Schmalzgebäck kaufen und den Auktionären dabei zusehen, wie sie auf ihren riesigen Hochstühlen durch die Gänge fuhren und ihre unverständliche Stakkato-Sprache sprachen: *wirsindbeivierfünfzig-werbie-tetfünf-fünfvondahinten*. Wieder zurück, schwitzten wir in unserer Küche, während wir zerlassenen Ziegenkäse und gezupftes Basilikum mit Couscous vermengten und die Mischung dann löffelweise in gebratene Kürbisblüten füllten. Der Geruch von bratölblasierter Gemüsehaut zog in alle Ecken. So waren die Tage in dieser Zeit: feuchtschwül und intensiv. Ich dachte, ich würde erwachsen, wenn ich Lebensmittel sautierte.

In manchen Nächten ließ mich eine enorme innere Unruhe nicht einschlafen, dann fuhr ich raus aus der Stadt, vierzig Meilen auf der Interstate 80 nach Osten, zur größten Lkw-Raststätte der Welt. Dort gab es ein fünfzehn Meter langes Buffet und Duschen für die Trucker, sogar einen Zahnarzt und eine Kapelle hatten sie. Ich schrieb meine Notizbücher mit figurenzentrierten Dialogen voll und trank becherweise schwarzen Kaffee. Auf dem Kaffee schwamm ein Film aus lilablassblauen Fettaguen. Um drei Uhr morgens bestellte ich Apfelkrapfen mit Vanilleeis und leckte die Schüssel mit der Zunge aus, um mich herum meilenweit nur in Dunkelheit liegende Maisfelder.

Es machte den Eindruck, als tranken in Iowa City einfach alle. Auch wenn vielleicht niemand immer trank, so trank doch zu jedem denkbaren Zeitpunkt gerade irgendwer. Wenn ich nicht pantomimisch den Ritt auf einem Cowboy nachstellte, um mir den Sitzplatz auf einem Teppich zu verdienen, verbrachte ich meine Abende balancierend auf den lederbezogenen Barhockern der Schriftstellerkneipen der Market Street, im George's und im Foxhead. »Schriftstellerkneipe« war hier kein exklusiver Begriff. Tatsächlich konnte jede Kneipe, in der Schriftsteller tranken, eine Schriftstellerkneipe sein: The Deadwood, The Dublin Underground, The Mill, The Hilltop, The Vine, Mickey's, The Airliner, diese eine Bar mit der Außenterrasse in der Fußgängerzone, diese andere Bar mit der Außenterrasse in der Fußgängerzone und diese Bar mit der Außenterrasse in der Parallelstraße zur Fußgängerzone.